

Der Trommel-Philosoph

Autor(en): **Frey, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1922-1923)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Eggstöcke.
Nach einem Gemälde von Herm. Gattiker.

Försterbuben“, „Nirnutzig Volk“, „Alpensommer“, „Lasset uns von der Liebe reden“, „Die beiden Hänse“, und schließlich des „Heimgärtners Tagebücher“ und die „Nachlese“.

Dies alles hat nach Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres ein einziger Mensch hervorgebracht, dessen Arbeitsstube und Schreibtisch stets so nett und aufgeräumt aussahen, als würde nie ein Buch darin gelesen und nie ein Blatt darauf beschrieben . . . Ein Schriftsteller, Schriftleiter und Herausgeber, der Monat für Monat daran denken mußte, immer wieder ein neues Heft seiner Zeitschrift zusammenzustellen und die sich oft ergebenden Lücken mit den abfallenden Spänen seines eigenen dichterischen Schaffens auszufüllen . . . Ein Poet, den man eigentlich nie beim Dichten ertappte, der fort-

während darüber klagt, daß ihm die Arbeitskraft abhanden gekommen sei, und immer dazu geneigt ist, sich selbst untätig und träumerisch zu schelten Ein Kranker, der durch seine körperlichen Zustände fast aufgerieben scheint, dazwischen aber plötzlich wieder eine Vorlesereise zu gemeinnützigen Zwecken unternimmt und überdies noch als eine Art Schulinspektor seine „Waldschule“ sorgend im Auge behält: „. . . . Wenn Du gestern mit mir in Alpel gewesen wärest! Ich habe die Haushaltung des neuen Lehrers inspiziert. Ich glaube wieder einen passenden Lehrer gefunden zu haben . . .“ (Krieglach, 1. Juni 1909).

. . . . Ein Mann der sozialen Wirksamkeit endlich, der nach all dem Aufgezählten noch Zeit und Lust übrig behält, die öffentliche Wohltätigkeit zu fördern, Kirchen zu erbauen und im Nebenamt etwas wie einen geschäftsführenden Sekretär und Säckelwart des Deutsch. Schulvereins abzugeben, die „Tage mit Millionen-Angelegenheiten ausfüllt und jauchzend unter der Last seufzt“, die er sich durch seine Werbetätigkeit für die Gründung deutscher Schulen im Grenzland und durch seine dadurch hervorgerufene „gewaltige Geldgier“ heraufbeschworen hat. (Krieglach, 31. Juli 1909).

Einer so wunderlichen und ob ihrer Fruchtbarkeit bewundernswerten Verschwisterung von Arbeiten und Kranksein wird man in der deutschen Literatur nicht leicht wiederbegegnen.

(Schluß folgt.)

Der Trommel-Philosoph. *)

Von Ernst Frey.

Das nächstemal, als ich zur Großmutter kam, war sie so ganz anders geworden zu mir. Sie hatte mich, als ich ihr die Hand gab, festgehalten und forschend in mein Gesicht geschaut.

*) Aus: „G ü g g s“. Geschichte einer Jugend. Von Ernst Frey. In Halbleinen gebunden (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — „Gügg s“ — das uns zunächst wunderbar klingende Wort ist der Spitzname und Rosenname, mit dem der kleine Held des Buches gerufen wird, weil er in alles hineingucken, alles erfragen und ergründen möchte. „Gügg s“ selbst berichtet, als Erwachsener auf seine Kindheit und erste Jugend zurückblickend, von den Werdejahren seiner Seele; dieser Bericht ist so reich an psychologischen Tatsachen und Aufschlüssen über das Erwachen und die

„Du hast,“ sagte sie, eigentlich gar nichts von deinem Vater . . . nein, nicht das geringste . . . aber, der Zug da um deinen Mund, den scheinst du von der Mutter zu bekommen.“ Sie stieß

Entwicklung des persönlichen Lebens, ist so durchtränkt von einer nichts weniger als weichlichen Güte, durchleuchtet von mild-kräftiger Lebensweisheit, daß das Buch unter der großen Zahl von Kindheitsgeschichten und Entwicklungsromanen zu den ganz wenigen gezählt werden darf, die in der verdienten Gunst und im Gedächtnis der Lesenden fortdauern werden. Frey ist Schweizer und hat all die Eigenschaften, die der deutsch-schweizerischen Dichtung ihren besonderen Ehrenplatz im Gesamtbereich der deutschen Literatur zuweisen. Unsere Leser kennen ihn.

mich von sich, streng und fremd. Ich stand verwirrt vor ihr und fragte zuletzt traurig: „Aber, Großmutter, was hast du?“ Sie starrte ins Buch in ihrem Schoß und winkte mit der Hand heftig von sich. Und ich ging, ich tastete mich, die Augen mit Tränen gefüllt, die Treppe hinunter und durch den Gang. Hinter der Haustür rieb ich mir mit dem Taschentuch die Backen und wartete auf eine Stimme von oben, die mich zurückrufe. Aber es blieb stille und ich schlich hinaus, um das Häuschen herum gegen den Wald zu. Dort legte ich mich hinter den ersten Reihen Bäume ins Moos und sann über die Großmutter und mich selber nach.

Auf einmal stand Rudolf, der Mann von der Hebamme, beim Waldrand, stimmte seine Trommel und begann dann mit jener erstaunlichen Kunst zu wirbeln, die man nie erlernen kann, wenn sie einem nicht schon in den Fingern sitzt. Ich erhob mich und konnte sehen, wie er sich überall umschaute, während er die Tagwacht erschallen ließ. Da wußte ich, daß er mich suchte, mir nachgelaufen war und mich auf diese Art an seine Seite rief. Ich trat hervor und als er mich erblickte, lachte er, machte eine Wendung, daß der Resonanzboden mit den Saiten gegen meine Ohren gerichtet kam und schlug weiter vom Schönsten. Ich kauerte mich ganz nah ins Gras, und jeder Streich, jeder Wirbel machte meine Brust, ja meine Kleider zucken, und ich bewegte die Lippen nach dem Takte. Der Mann sah mit glücklichem Gesicht zu mir nieder, nickte und lachte wieder. Dann aber setzte er die Zähne fest aufeinander, sein hellgrauer Schnauz sträubte sich, seine Nasenlöcher wurden noch größer, seine Augen stier, während er mit schleppenden und doch so mächtig starken Schlägen einen alten deutschen Marsch begann.

Bei ihm daheim, in seiner Schusterwerkstatt, zu oberst im Schloß, hingen sie, die Tambouren fast aller Länder, unter Glas und Rahmen, und er hatte sie mir gezeigt und erklärt als das Liebste, das er besaß, und bei Gelegenheiten hatte er mir von ihren Märschen zu genießen und zu erkennen gegeben. Und die alten, deutschen hat-



Die Windmühle.
Nach einem Gemälde von Herm. Gattiker.

ten mir, vor allen, immer am besten gefallen, wenn sie auch gewiß nicht die schönsten waren. Etwas sehr hartes, düsteres, unnachgiebiges, ja ganz mitleidloses lag in ihnen; aber auch etwas sehr mutiges und trotz aller Einfachheit sehr geheimnisvolles. „Wo habe ich sie schon gehört?“ fragte ich mich jedesmal, wenn ich sie über mir und in mich schallen ließ, wann ich in ihrem Anhören, wie jetzt, glaubte, daß mir aus ihrer Kraft die Brust zerspringe. Es war mir, als ob ich schon vor langer Zeit hinter diesen Schlägen hergeritten sei und sie peitschten seltsame Gefühle in mir auf und dunkle, aber mächtig nach Licht ringende Ahnungen traten hervor. Es mußte eine furchtbare Zeit gewesen sein, denn noch hangte mein Herz davor und mit wildem Mut und großer Traurigkeit ergriff es mich, sank und stieg es in mir.

„Weißt du,“ sagte Rudolf, als er mit diesem langen Stück zu Ende war, „den schlägt nicht jeder so, dazu braucht's Kraft in den Armen und eine gute alte Seiltrommel wie meine da. So lang ich den heraus bring, bin ich noch nicht

schwächer geworden — was glaubst?“ — „Ja, ja,“ sagte ich mit Bewunderung. „Du freust mich, Willi,“ versetzte er. „Ich weiß nicht — so jung du bist, wann ich die Märsche schlagen tu, hast du mehr Verstand auf deinem Gesicht als zehn Tamboure zusammengenommen. Es nimmt mich bloß wunder, wo du das her hast.“ — „Es nimmt mich auch wunder,“ rief ich.

„Aber jetzt will ich dir sagen,“ fuhr er fort, „warum ich dir, als ich dich von deiner Großmutter weggehen sah, nachgelaufen bin. Vor vierzehn Tagen nämlich, bin ich wieder einmal in der Hauptstadt gewesen und dann natürlich auch auf dem Exerzierplatz. Dort habe ich einen Waffenkameraden getroffen, ein Mann, der in fremden Diensten, nicht bloß daheim, Tambour gewesen ist und dessen Vater, Großvater und ich glaub gar Urgroßvater ebenfalls geschlagen haben. Von ihm, weißt du, hab' ich die fremden Märsche gelernt. Der stellt mich nun da dem Instruktor vor und sagt, ich sei ein Künstler im Fach und dieser will mich alsogleich schlagen hören. Ich nimm, nicht faul, eine der Trommeln von den Rekruten und zeig's, was ich kann. Dann hat auch mein Kamerad eine genommen und wir haben zusammen geschlagen, daß es eine große Freude gewesen ist. Der Instruktor wollte aber auch keine Ruhe geben, bis wir alles von unserem Vorrat durchgenommen hatten. Zuletzt rief mein Kamerad: „Nun, Ruedi, gib acht, jetzt bring ich dir einen, den du noch nicht kennst und der dir gewiß gefallen wird. — Und da ging's los und ich sag' dir, Willi, es hat mich auch bei Leib und Seel gepackt. Es soll ein Schottischer sein. Hör' nur!“

Rudolf stellte sich wieder in Positur, richtete sein linkes Ohr der Trommel zu, ließ die Schlägel leicht und kurz aufschlagen, daß es hell und metallisch antwortete. Schnell, elastisch, wie zum Tanz den Takt angehend, folgten sich die Streiche. Ohne Wirbel, ohne Trios ging es vorwärts. Ich sah mich im fröhlichen Schreiten hinter der Trommel. Aber jetzt wurden die Schläge schleppender, weit ausholend, stärker und tiefer. In Gedanken mußte ich schon mächtig ausgreifen, um Schritt zu halten. Rudolf warf mir einen Blick zu, der sagte: „Das sind Soldaten, die da nachkommen wollen,“ und ich nickte. Eintönig, wie kein Marsch, den ich noch gehört, war dieser, und doch zog er mich immer unwiderstehlicher mit sich und packte mich in den Tiefen meines Wesens. Mut fühlte mein Herz,

vorwärts, vorwärts trieb es mich im Takt mit diesen Schlägen. Immer vertrauter wurden sie mir und keine so heftige Melancholie ergriff mich unter ihnen wie unter den alten deutschen Märschen. Aber es hielten mich dieselben Gefühle von einem einstigen Gewesensein und einem mächtigen Tun gefangen, und die gleichen dunklen Bilder stiegen auf in mir wie von einem großen, großen Traum.

„Soll ich noch einmal anfangen?“ fragte mich Rudolf, als er fertig war. „Ja, ja,“ rief ich. Er lachte mir zu und sein Schnauz zitterte, seine Trinkenase war fast schöner geworden und sein Auge leuchtete, daß ich heimlich wünschte, so könnte ihn die Hebamme sehen. Auf's höchste erregt war meine Phantasie, als ich mit ihm heimwärts schritt und, von ihm Abschied nehmend, den Oberflecken nach dem Takt des Stüfkes hinuntermarschierte. Ich ließ mich auch darin nicht stören, als ein paar Schulkameraden im Wege standen und mir entgegenguckten, sondern vorwärts ging's, auf die angefangene Weise, an ihnen vorbei. „Bist verrückt,“ rief Samuel Bogt aus dem Pfauengäßchen. Hier stieg es mir zu Kopf, mein Takt ging dabei verloren und es tat mir dieses Herausreißen so weh, daß ich, mich zu dem größeren Burschen umwendend, statt der Entrüstungsblicke Tränen in die Augen bekam. Alle lachten laut, bis auf ihn, der auf mich zueilte, meine Schulter faßte und begütigend sagte: „Mein, wer wollt denn auch... Weiß selbst nicht, warum ich das gerufen hab'... Du, Willi, 's war nicht so gemeint.“ Ich nickte, machte mich sachte los von seiner Hand, schritt weiter und ich hörte ihn den anderen zurufen: „Lacht doch nicht so dumm,“ und setzte dann, bei ihnen wieder angekommen, hinzu: „Man weiß ja nicht“... Das andere verstand ich nicht mehr.

Aus dem Unterflecken sah ich Doktor Gschwind daherkommen. Nun fing ich zu springen an, ihm entgegen, und erst, als ich an seiner Seite stand, fragte ich mich, warum. „So, Willi,“ hob er an, „hast du mir etwas zu sagen?“ Es drängte nach Worten in mir, doch vergeblich suchte ich sie zusammenzufassen. Er nahm meine Hand und führte mich zu ihm nach Hause und auf seine Studierstube, dann ging er hinaus und ließ mich lange Zeit allein. Ich suchte und suchte, was ich ihm eigentlich sagen wollte, und als ich es endlich wieder vor Augen hatte, wußte ich doch nicht, wie ich es vorbrin-

gen sollte. Es wurde mir immer peinlicher, bis ich ans Davonspringen dachte und auch schon mit der Hand nach der Türklinke griff, als diese gedrückt wurde und der Doktor schnell hereintrat, mich fast umstoßend. Er faßte meinen Arm und zog mich zum Stuhle zurück. „Nun,“ fragte er noch einmal, „was hast du mir zu sagen, Willi?“ — „Ich weiß es gar nicht mehr,“ versetzte ich stoßend. „So,“ erwiderte er, „... wart, wir wollen einmal sehen. Wo warst du heute nachmittag?“ — „Zuerst,“ antwortete ich, „ging ich zur Großmutter. Sie wollte aber nichts wissen von mir. Dann ging ich hinauf in den Wald und da kam der Ruedi und schlug auf der Trommel alle Märsche, die ich gern habe.“ — „Also ist's wegen dem Ruedi und seiner Trommel, daß du zu mir kommst,“ fragte der Doktor weiter. „Ja, ja,“ erhob ich. „So siehst du,“ rief er, als ob ihm die Sache so nah ginge wie mir, „und gewiß ist heute der Ruedi ein ganz besonderer Künstler auf dem Kalbfell gewesen?“ — „Ja, ja,“ rief ich, „und er hat noch einen neuen geschlagen.“ — „Was ist das eigentlich für einer?“ wollte er weiter wissen. „Ein schottischer,“ fiel ich ein. „Ei was,“ versetzte er eifrig. „Der Rudolf ist ein Tausendhursch — was der nicht alles fertig bringt auf seinem Instrument.“ — „Ja, ja,“ kam es aus mir hervor, „der Rudolf ist nicht so dumm, wie die Hebamme immer meint — einmal ich glaub' es nicht.“ — „Du magst sogar sehr recht haben,“ sagte er. „Haben Sie ihn schon schlagen gehört?“ fragte ich mit großer Freude. „Ein paarmal schon,“ antwortete er, „... das heißt Kunst, Willi.“ Dankbar lachte ich den Doktor an; jetzt kam alles so leicht aus mir heraus, ich wußte nicht wie. Ich war vom Stuhle aufgestanden, und eine Hand mit dem Zeigfinger erhoben, erzählte ich, das aufmerksame Gesicht vor mir nicht mehr aus den Augen lassend, was ich bei den deutschen Märschen immer gefühlt und was mich nun besonders beim schottischen gepackt hatte. Und da wurde mein großer Traum deutlich und immer deutlicher.

Ich redete vom Marschieren durch düsteres Land, durch zerschossene Städte, durch erschreckende Trümmer. Vom Steigen über nebelumwallte Berge, von Lagern zwischen zerklüfteten Felsen. Ich zeigte auf grauig wilde Männer, auf Rosse und Kanonen, auf Schiffe in seltsamer Gestalt und auf das gewaltige Branden des Meeres. In meine Ohren tönten schmet-

ternde Trompetensignale, und ich machte zwei hohle Fäuste und blies sie nach. Da schlugen die Trommeln, und ich wiederholte, Taktstritte auf den Boden tretend, Schleppstreich und Ruf mit meinen Lippen, daß mein ganzer Leib erzitterte. „Und jetzt der Schottische,“ rief ich, und los ging es, den mächtigen Takt im Munde und in den Beinen, daß des Doktors Schreibtisch ächzte und die Stühle wackelten. Doch ich merkte nichts davon, er sagte mir das erst nachher. Stille sitzend hatte er mich gewähren lassen, wartend und beobachtend, bis ich wieder zu mir selber kam.

„Also so war es,“ erhob er ganz ernsthaft, die Augen sinnend auf mich gerichtet, als ich mit dem Marsch zu Ende gekommen, wieder recht erkannte, wo ich stand und dann völlig verwirrt in den Stuhl zurück sank, auf den er mich, mit der Hand einladend, gewiesen hatte. „Und du bist zu mir gekommen,“ fuhr er nach einer Weile fort, „um durch mich zu erfahren, warum denn, wann der Rudolf dir die alten Märsche vortrommelt und besonders heute, da er den schottischen zum ersten Male schlug, in deiner Brust solche Gefühle aufsteigen und merkwürdige Bilder vor deinen Augen erstehen?“ Ich schlang meine Hände ineinander und sah begierig zu ihm auf. „Willi,“ sagte er und beugte sich zu mir nieder, „du hast schon viel gelesen und ich kann auch annehmen, daß du etwas von Soldaten weißt und von Kriegen, obwohl ich dir noch keine solche Geschichten gegeben. Du könntest es also leicht fertig bringen, so etwas zusammen zu phantasieren.“ Ich saß stille, schaute in seine bohrenden Augen und erst nach einer Weile, als er von mir weg seine Blicke auf die Bücher an der Wand richtete, begann ich heftig den Kopf zu schütteln. Da wandte er sich mir wieder zu und hob an: „Ich weiß, was du sagen willst —: du habest das gewiß nicht aus den Büchern, und ich glaub's dir, Willi, denn ich kann wohl unterscheiden, was aus dem Innern selbst kommt oder was bloß im Kopfe steckt, nachdem es durch Buchstaben hineingekommen ist. Das, was du mir hier geschildert hast, es ist dein eigenes Erleben, Willi, und“, er erhob sich und schritt aufgeregt im Zimmer hin und her, worauf er sich selber sprach: „das ist mir ein völlig unerwarteter, aber höchst interessanter neuer Beweis, daß wir, wie ich fest überzeugt bin, nicht nur einmal sechzig oder achtzig Jahre lang existieren auf dieser Welt. „Wir,“ sagte er und überblickte seine Bücher, „... wir sind immer wir.“

Ich saß auf meinem Stuhl und starrte ihm nach. Jetzt kam er wieder zu mir und sagte eindringlich: „Such' mich auf, Willi, wann du willst, erzähl mir alles, was du weißt, ich bleib dein Freund, wie du der meine, gell? Und wart bloß; nur noch ein paar Jahre, bis du älter bist und wir uns immer besser aussprechen können, dann wollen wir auch wieder darauf zurückkommen, was dich heute zu mir geführt hat.“ — „Können Sie es mir,“ rief ich in höchster Spannung, „denn nicht sagen, daß ich's jetzt verstehe?“ — „Nein, Willi, das geht nicht — hab' Geduld,“ versetzte er.

„Wir sind immer wir,“ entfuhr es mir beim Nachtessen, weil ich die ganze Zeit darüber nachsann, was das heißen sollte. Die Mutter lachte hell auf und sagte: „Was dir wieder einfällt . . . aber du betonst es ja ganz falsch.“ — „Wie betont man es denn,“ fragte ich sie, worauf sie mir es zeigte. Ich schüttelte den Kopf. „Aber was soll denn das heißen?“ wollte ich von ihr wis-

sen. „Es heißt,“ erhob sie, „wir sind immer wir — das sollen alle anderen merken und wenn sie es vergessen, wollen wir es ihnen zeigen.“ — „Nein, nein,“ rief ich, „das ist gar nicht so gemeint.“ Jetzt sah der Vater auf von seiner Tasse und fragte mich: „Was meinst denn du eigentlich?“ Ich wand mich unter dem mächtigen innerlichen Verlangen jetzt die rechte Antwort zu geben, dann aber, nach vergeblichem Ringen, platzte ich los: „Das weiß ich ja eben nicht.“ — „Bub,“ rief der Vater streng, „hör' auf mit deinen Tausen.“ Damit war unser Gespräch abgebrochen.

Am anderen Tag ging ich noch einmal hinauf zur Großmutter. Aber die Stubentür war von innen abgeschlossen und durchs Guckloch schauend sah ich sie im Lehnstuhl sitzen, auf dem Schoß ein Buch, in den Händen die Stricknadeln, vornübergebeugt, kalte Abweisung im Gesicht. Und sie hob nicht einmal den Kopf, als ich dreimal „Großmutter!“ rief.

Vom Weltbund der Freundschaftsarbeit der Kirchen.

Seit wir im 22. Jahrgang, Seite 143 ff. dieser Monatschrift, die Leserschaft mit dem Werden und den Zielen dieses Weltbundes bekannt gemacht, ruhte er nicht, einflußreiche Persönlichkeiten aller Kirchen zusammenzuschließen, die auf ihre Gemeinschaften einwirken sollen, stärker als bisher ihren Einfluß auf die Völker, Parlamente und Regierungen im Sinn einer Verständigung geltend zu machen. Im Jahre 1919 wurden im holländischen Haag zum ersten Mal die Probleme ernstlich angefaßt. Bald darauf suchte die griechisch-katholische Kirche des Balkans, die von den Einigungsbestrebungen der evangelischen Kirchen gehört hatte, um Aufnahme in den Bund nach. Im Jahre 1920 sah die Konferenz in Beatenberg schon dreißig orientalische Kirchenhäupter, und seither wächst die Überzeugung, daß beide kirchlichen Körperschaften in gemeinsamer Arbeit dazu berufen und befähigt sind, zur Erlangung des längst ersehnten Weltfriedens beizutragen.

Zur 3. Arbeitskonferenz vom 6. bis 10. August 1922 in Kopenhagen erschienen dann, wie Pfarrer J. Keller, Winterthur, in den „Christlichen Stimmen“, die diesem Berichte zugrundeliegen, mitteilt, 210 Delegierte aus 25 Ländern der Welt, über 30 allein aus Amerika, 2 aus Japan, 4 aus der Türkei, die übrigen aus den

bekanntesten Staaten Europas. Neuhinzugekommen waren Vertreter aus Spanien und Portugal. Fern blieb dagegen die Papstkirche. Vom griechen Patriarchen der Armenier lag ein Telegramm vor, worin er seine persönliche Abwesenheit entschuldigte. Das Unglück seines Volkes sei zu groß und hindere ihn, von ihm wegzugehen. Es fand denn auch ein bewegliches Echo, als Professor Böhlinger, Basel, im Namen des schweizerischen Kirchenbundes seiner Entrüstung Ausdruck gab über die systematische Unterdrückung dieses Völkchens durch die Mohammedaner und seine Bewunderung aussprach für die tapfere Art, womit die Armenier jeder Assimilation widerstehen. Im Namen der Gerechtigkeit und der Menschenliebe erfolgte ein ernster Appell an den Weltkirchenbund. Doch was vermag dieser über die Grenzen christlichen Bekenntnisses hinaus? Man wurde sich sofort klar, daß man den Völkerbund in Anspruch nehmen müsse, und so wurden in Erledigung des ersten Haupttraktandums „Schutz der Rassen- und religiösen Minderheiten“, worüber Sir Dickinson, London, auf Grund einer ausgedehnten Reise in die Länder, die infolge des Krieges gewaltsam andern Staaten eingefügt wurden, referierte, folgende Resolutionen zum Beschlusse erhoben: In der Überzeugung,